

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestellgeld vierteljährlich 43 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21, Leipziger Volkszeitung Leipzig. Telephon: 13698. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die befristete Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beliegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Zeilenaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 6 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseratenannahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

In der Budgetkommission des Reichstages kam es heute zu scharfen Zusammenstößen zwischen dem Staatssekretär Dernburg und dem Zentrum.

Die Wahlrechtskommission des preussischen Herrenhauses hat den Merkmal-Konservativen Wahlrechtsentwurf in zweiter Lesung angenommen.

Den Schiedspruch des Berliner Einigungsamtes haben sämtliche Bauarbeiterorganisationen angenommen. Die Unternehmer beraten heute darüber.

Im englischen Parlament kam es bei der Besprechung der Parnellaffäre zu Standespatzen.

Noch ein Zeichen.

Leipzig, 22. April.

Der Wahlrechtskampf des Proletariats in Preußen hat unter anderem auch die nützliche Wirkung gehabt, der deutschen Arbeiterschaft wieder einmal die Feindschaft der herrschenden Klasse wider das bedeutendste Recht des deutschen Staatsbürgers, gegen das gleiche Wahlrecht im Reich, in aller Deutlichkeit zu zeigen. Im allgemeinen sind Junker und Scharfmacher gerade nicht geneigt, ihre wahren Gefühle gegen das Reichstagswahlrecht vor der Öffentlichkeit unnötigerweise zu zeigen. So lange das verhasste demokratische Wahlrecht noch besteht, brauchen sie ja die Stimmen der „Kantalle“, die sie lieber heute wie morgen politisch rechtlos machen möchten. Aber in Zeiten der Erregung, wenn ihr Zorn und ihre Wut geweckt wird durch den energischen Ton der proletarischen Willenskundgebungen, wenn sie wider Willen vor dem Aufmarsch der Massen erzittern und empfinden, daß ihre Herrschaft bedroht ist, dann geht den Heißspornen unter ihnen der Mund davon über, was ihr Herz voll ist. Die frechen Herausforderungen des Januschauers waren sicherlich geboren aus der gereizten Stimmung, die sich der Junkerschaft bemächtigt hat unter dem Eindruck des preussischen Wahlrechtskampfes. Derselben Quelle entspringen die giftigen Wutausbrüche der Deutschen Tageszeitung, die das edle Organ für Brotwucher und Prügelstrafe selbst nachträglich etwas zu bemänteln suchte. In der rücksichtslosesten Weise hat der Scharfmacher Freiherr v. Zedlitz in den Verhandlungen des preussischen Dreiklassenhauses über den Wahlrechtswechsel dem Haß der Prekonserverativen gegen das Reichstagswahlrecht Ausdruck ge-

geben. Dieser alte Fuchs, dem die Taktik der Schleichwege sonst wohl vertraut ist, gab sich hier nicht die geringste Mühe, sein Ziel, die Erwürgung des gleichen Wahlrechts im Reich auch nur notdürftig zu verhüllen. Seine Partei hat unter dem gleichen Wahlrecht nichts zu erwarten und kaum noch etwas zu verlieren — sie hat außer den industriellen Scharfmachern keine irgendwie verlässliche Anhängererschaft. Reichstagsmandate kann sie nur noch dort erlangen, wo das Kapital gefochene Massen zur Wahlurne pressen kann, in solchen Kreisen wird die brutale Offenherzigkeit des Herrn v. Zedlitz auch nichts verderben. Vorstüßiger müssen schon die Nationalliberalen sein. Sie haben deshalb bei allen ihren Erklärungen gegen das gleiche Wahlrecht in Preußen stets emphatisch betont, daß sie das Reichstagswahlrecht nicht antasteten wollen. Was diese Versicherungen wert sind, darüber ist kein Wort zu verlieren. Feindschaft gegen das gleiche Recht im Staat verträgt sich nicht mit dem Bekenntnis zu diesem gleichen Recht im Reich. Eins von beiden muß unecht sein — die Feindschaft der Nationalliberalen gegen das gleiche Wahlrecht für Preußen aber ist über allen Zweifel erhaben. Alles, was die nationalliberalen Sprecher gegen die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen gesagt haben, das haben sie auch gegen das Reichstagswahlrecht selbst gesagt. Käme je ein Reichstag zustande, in dem eine Mehrheit für die Erwürgung des gleichen Wahlrechts von dem Beitritt der Nationalliberalen abhinge — diese Mehrheit würde nicht lange auf sich warten lassen.

Im Grunde genommen sagen alle diese Kundgebungen nichts Neues; daß man sich von Junkern und Scharfmachern einschließlich der Nationalliberalen eines Angriffes auf das Reichstagswahlrecht zu versehen hat, sobald den Reaktionen die Gelegenheit für seine Beseitigung günstig erscheint, das wissen wir schon seit Jahrzehnten. Aber es ist wertvoll, wenn diese Tatsache im Gedächtnis der Wählerschaft von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt wird, zumal in Wahlzeiten die bewußten Parteien ihre wahre Gesinnung in der feigsten und skrupellosesten Weise zu verleugnen pflegen und alles, was in der Zwischenzeit von einzelnen ihrer Vertreter und Organen ausgeplaudert wurde, als für die Haltung der Partei an sich unverbindlich und bedeutungslos hinstellen möchten. Im kommenden Reichstagswahlkampf werden diese neuen Beweise deshalb einen wesentlichen Bestandteil unserer Waffenkammer ausmachen — die Taktik des Ausweichens verfährt ihnen gegenüber nicht, da alle diese Äußerungen ohne den leisesten Protest aus den Reihen der durch sie engagierten Parteien hingenommen worden. Hier gilt mehr als sonst irgendwo der Satz: Wer schweigt, stimmt zu!

Zu all diesen Kundgebungen ist nun noch als neues Symptom der Stimmung in den Kreisen der herrschenden Klasse ein bezeichnender Vorfall in dem Hause der geborenen Gesetzgeber Preußens gekommen. Bei der ersten

Lesung des Wahlrechtswechselgesetzes im Herrenhause wurde freilich nur wenig geredet, was ernster Beachtung wert ist. Weit besser, als das in den Reden der feudalen Herren geschah, sind ihre Empfindungen in einer Selbstkundgebung und einigen Zwischenrufen zum Ausdruck gekommen. Es war bei der Rede des Herrn Kirchner, freisinnigen Oberbürgermeisters von Berlin. Herr Kirchner polemisierte gegen die Behauptung, da in Preußen alles zum Besten stehe, so sei eine Aenderung des Wahlrechts nicht vonnöten. Er tat es auf freisinnige Weise, d. h. er sagte den zufriedenen Herrenhäuslern nicht, daß die Masse des Volkes mit vielem Recht sehr vieles an dem nach Ansicht der Reaktionäre so wohlgeordneten preussischen Staatswesen auszufehen habe, sondern er akzeptierte die feudale Prämisse und verlegte sich darauf, zu beweisen, daß die kulturelle Entwicklung nicht allein vom Wahlrecht abhängt, sondern auch andre Umstände dabei mitspielen. Die größten Fortschritte, so behauptete er, hat Preußen unter dem Absolutismus gemacht. Das trug ihm den demonstrativen Beifall der entzückten Herrenhäuser ein. Aber der freisinnige Herr hatte natürlich einen Nachsatz: „Würden Sie deshalb“, so stellte er nun seine rhetorische Frage, „etwa zum Absolutismus zurückkehren wollen?“ Eine Antwort hatte er wohl nicht erwartet, aber er bekam sie und sie war nicht mißzuverstehen. Ein lautes, stürmisches, mehrfach wiederholtes „Ja! Ja wo h!“ scholl ihm von den Bänken der Grafen und Ritter entgegen! Nicht ein einzelner rief es — es war eine Kundgebung der Mehrheit, eine Kundgebung der Junkerschaft!

Nur ein Zwischenruf — aber er sagt mehr als manche lange Rede. Wenn die Nachfahren der Quikows und Zhenplige könnten, wie sie möchten, sie würden den ganzen „konstitutionellen Schwindel“, wie sie unter sich sagen, zum Teufel jenden und die „gute, alte Zeit“ wieder herstellen, da ihr König absolut war, so er den Willen der Junker tat. So denken sie heute noch, da selbst Rußland und die Türkei Parlament und Wahlen haben. Aber freilich, sie können nicht, wie sie möchten — mit dem spöttischen Lächeln der Verachtung kann das Proletariat dieses Bekenntnis der Edelsten beiseite legen. Indes was sie nicht ganz tun können, das werden sie bei Gelegenheit halb- oder viertelsweise zu tun nicht verfehlen. Können sie nicht wagen, die Verfassung ganz zu beseitigen, so können sie doch versuchen, sie zu verstümmeln. Die Erwürgung des gleichen Wahlrechts im Reich wäre schon ein Ziel, das zu erreichen sich für sie lohnen würde. Das deutsche Proletariat muß darauf gefaßt sein, eines Tages zur Behauptung seines höchsten Rechts seine letzten und äußersten Mittel einzusetzen. Eher, als wir jetzt vermaßen, kann dieser Moment kommen. Es gilt, dafür gerüstet zu sein.

Arbeiter, Parteigenossen! Rüstet zur Maifeier!

Seuilleton.

Der Octopus.

Eine Geschichte aus Kalifornien von Frank Norris. Einzige berechtigte Uebersetzung von Eugen v. Tempel.

66] Nachdruck verboten.

„Nun, was sagst du? Sind wir einig?“ fragte Annixter frohgemut.

„Ich glaubte immer, ich haßte dich“, antwortete sie. Nie hatte ihre samtweiche Stimme ihm so süß geklungen.

„Und ich glaubte, es wäre der geschirrzerschmeißende Ziegenbock von 'nem verroffenen Kuhwider.“

„Delaney? Kein Gedanke! Ach, ich glaube, du bist immer gewesen.“

„Seit wann, Hilma?“ Er legte seinen Arm um ihre Hüfte und rief, unsäglich entzückt davon, daß sie diese Freiheit gestattete: „Ach, ist das schön, daß ich dich endlich habe, mein kleines Mädchen! Seit wann? Sag mir alles!“

„O, seit immer! Das war schon lange, ehe ich anfang, an dich zu denken — ja, ehe ich daran dachte — im meine, bevor ich darauf kam — o, du weißt, was ich meine. Aber, wie ich soweit war, o, dann aber!“

„Wie, dann aber?“

„Ich weiß nicht — ich habe nicht lange genug daran gedacht, daß ichs wissen könnte.“

„Aber du sagtest doch, du hättest gedacht, ich müßte es immer gewesen sein.“

„Ich weiß, aber das war anders — ach, ich bin ganz konfus. Ganz außergerötet und ätzig bin ich.“ Ihr Gesicht nahm plötzlich einen ernsten, fast feierlichen Ausdruck an. „O“, rief sie und umschloß mit beiden Händen sein Handgelenk, „o, du wirst gut zu mir sein, nicht wahr? Ich bin in so vielem wie ein ganz kleines Kind, und ich habe mich dir gegeben, in einer einzigen Minute, und ich kann nicht mehr zurück, und es ist für immer. Wieso gekommen ist und warum, weiß ich nicht. Manchmal denke ich, es möchte besser nicht so sein, aber jetzt ist's geschehen, und ich bin so froh und glücklich. Aber wenn du nicht gut zu mir bist — o, denke nur, was soll dann aus mir werden! Du bist groß und stark und reich, und ich bin nur dein Diensthote, rein niemand bin ich, aber ich habe dir alles gegeben, was ich bin und habe — mich selbst — und da mußt du doch gut zu mir sein. Sei gut und lieb und freundlich zu mir in kleinen Dingen — in allem, sonst brichst du mir das Herz.“

Stumm schloß Annixter sie in seine Arme. Die Worte fehlten ihm; was er auch hätte sagen können, erschien ihm unzureichend. „Da sorg dich nicht, Kleine“, sagte er endlich. „Hab keine Angst. Ich werde dich schon gut halten. Sorg dich nicht.“

Lange saßen die zwei dicht aneinander geschmiegt und nur hin und wieder einige Worte wechselnd im Schatten der großen Tresterlebride. Wohl eine Stunde ging so hin. Der Bucklin, dem das magere Gras nicht schmeckte, wanderte mit am Boden nachschleifendem Zügel seinem Stall zu. Annixter ließ ihn sich trocken. Alle seine Pferde hätten weglassen können, ehe es ihm eingefallen wäre, den Arm von Hilmas Hüfte zu nehmen. Endlich aber rührte er sich und begann zu reden. Es schien ihm Zeit, seine Maßregeln zu treffen.

„Nun, Hilma, was werden wir jetzt tun?“

„Tun?“ wiederholte sie. „Ja, müssen wir denn was tun? O, ist das nicht genug?“

„Es soll noch besser werden“, begann er von neuem. „Ich möchte dich irgendwo hinsehen, wo du ein Nest ganz für dich allein haben kannst. Laß sehen. Bonneville ist nichts. Da lungert immer 'ne Masse zweibeiniger Kötter 'rum, die uns kennen; die würden gleich zu Klaffen anfangen. Aber wie wärs mit San Francisco? Wir könnten nächste Woche mal hin und uns umsehen. Ich find da schon 'ne Wohnung für dich, und die könnten wir einrichten wie — wie — na, fein sag ich dir!“

„O, warum wollen wir fort von Quien Sabe?“ warf sie ein. „Und dann so auf einmal! Was brauchen wir eine Hochzeitsreise, wo du doch jetzt so viel zu tun hast? Wärs nicht besser — o, ich will dir was sagen, wir könnten, wenn wir geheiratet haben, auf 'ne Woche nur nach Monterey gehen; Ramas Leute wohnen dort. Und dann kommen wir zurück auf die Ranch, und dort leben wir ganz ruhig und ich führe dir die Wirtschaft; dazu brauch ich nicht mal 'nen Diensthoten.“

Annixter machte ein bedenkliches Gesicht. „Hm, ich seh schon“, sagte er.

Er nahm eine Handvoll Kieselsteine auf und warf, genau zielend, einen nach dem andern in den Bach. Ihm kamen allerlei Gedanken. Seine Liebesangelegenheit war zu einem Wendepunkt gekommen, den er nicht vorausgesehen hatte. Er war davon überzeugt gewesen, daß Hilma verstand, worauf er hinaus wollte. Und jetzt regte sich in ihm von neuem der Verdacht, daß sie ihn in ihre Gewalt zu bekommen suchte. Solche Reden, wie Hilma sie eben geführt hatte, waren ganz zwecklos. Diese femi-